

Schlusswort : mit zwi Dichtere uffem Frydhof

Autor(en): **Thürer Georg**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schwyzerlüt : Zyttschrift für üsi schwyzerische Mundarte**

Band (Jahr): **7 (1944-1945)**

Heft 6-8

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-180599>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schlusswort.

Mit zwi Dichtere uffem Frydhof

e Verglych vum Georg Thüerer.

Ich ha der Albert Bächtold allwäg mit Wüsse chuum drümal gseh, aber sit der eerschte Stund, wo-n-em d'Hand truggt ha, weis: das isch e Meischer, wo mit heissem Gmüet schrybt, wie chuum eine under üüs. Speeter as di meischte andere isch er uus-zoge, und er laat nüd lugg, eb er das Topplet leischtet. Er stah i der Mundart wie der Wypuur im Räbland, wo mä seit, es sig kei Munet uhn Arbeit. Sis Schaffhuusertütsch isch tiggemal übermüetig, drufabe laat es si wider der Zyt, wie der Rhy nachem Fall, aber anenand isch es im Saft. Häts der Saft schu vu Natur uus? Isch er ussem Bluet vum Dichter sälber? Wänn eine dene-wäg ussem Mueterguet vu der Heimet schaffet und für sis Wärg läbt, sind Läbtig und Seel eis woorde. Mä fraget nümme, mä freut si bloß - wie mir emal, e Puschle jung Lüüt, wo mer imene Bäärghüüsli im Bündnerland obe schier ygschnyt gsy sind und enand der gloggeganz „Tischtelfink“ vorgläse händ, sicher sündeschlächt, wil halt ekeine e Schaffhuuser gsy isch. Wer schu der Dichter sälber läse ghört hät, der weiß, as es dadure nu zwei Gruppe git: der Meischer und d'Stümpfer. Aber es git zweierlei Stümpfer: denig, wo meined, si siged wunderwas und sönnig, wo etli Schrittl i der Richtig vum Meischer gühd, so wyt, bis ne der Sinn für sini Kunscht ussem Naachetängge, ussem Naachschaffe ufgaht. Rächt läse isch ja e-n-Arbeit, eini, wo si der wärt isch. Isch eine nüd imstand, ds Wäse vu dem Ma nu us sim eigene Wärg z'erfasse, so dienet ems am Aend, wänn ich ihm gad noch e anders Buech ufschlue und näbed de-n-Afang vum „Tischtelfink“ hanelegge: e Prob vu der eerschte Syte ussem Gottfrid Chäller sim Grüene Heinrich. I beede Fälle faat ds Wärg gad dette a, wo für vyl Lüüt alles uufhört. Meischtens gaht mä uffem Frydhof zum Truurigsy, bi üüsere Dichtere aber zum Freud ha: ds Läbe wachst us de Greber i ds Dorf ine. Der Gägestand isch am Anfang also fascht der glych. Umso günschtiger für e Verglych! Was hät doch die Mundart vum Albert Bächtold für e ganz e bsundrige Häärzschlag. Mä ghörts eerscht rächt, wämmä das wunderbar Tütsch vum Gottfrid Chäller im Ohr und i der Seel hät mit sim länge Aate und so vyl innerem Läbe, au wänn vum Tod d'Red isch. D'Heimet vu beede Dichtere isch ja ne halbi Tagreis ussenand. Der Zürcher schilderet vu wytem här, der Schaffhuuser lueget us der Neechi und lost de Lüüte zue. Es isch eim, es sig es biribitzeli Luft vum Totegreber ussem „Hamlet“ über dem Frydhof. „Tootegaarte“ seit der Albert Bächtold und mä freut si, wie i dem Woort Tod und Läbe enand d Hand gänd, und es chunnt

eim i Sinn, as mä z hinderscht im Valsertal, zwüsched de Rhyquelle der „hellig Garte“ seit. Aber losed mer jetz üüserem Dichter sälber zue:

Us: „De Tischtelfink“.

Vom Tootegaarte häär ghöört me glychmöößigi, trochni Schleg. De Johannes goht dure, cha aber neemer gsäh. Jetz hööred d Schleg uf, wüürt frisch Erde uf en Hügel gworfe, rolled Stää uf e Grab dernäbed. Und dänn stygt us der Grueb en ysgrau, puggelet Mannli.

Grüezi, saat de Johannes. Ha zwor do obe nüüt verloore, aber äuen Tootegaarte lyt so schöö, me cha nid draa verbygo. Wän ihr a däm Oort no nüüt verloore händ, sind ihr en glückliche Maa. Vo däne, wo doo liged, isch kas wäg der schööne Laag choo. Der Aalt zieht s Laaterli zor Grueb uus und goht zom Turm dure. De Johannes sitzt uf d Fridhofsmuur häre. En lychte Sommerwind strycht über tüeri Chränz und tunkli Tuje. Vo obehäär ghöört me de Pändelschlag vo der Turmuhr, und dänn der Glogge mächtig Stimm, wo de Mäntsche über Fälder und Wäälder ewäg de Mittagsgruez zueschickt.

De Mesmer chunnt wider zom Turm uus und gsiet de Frönd doositze. Wa ischt ächt da für ann? En Mooler amänd, sim ganze Uussäh aa, uhni Huet und alls zäme? E schöö Amt hand ir, saat de Johannes. Der Aalt schüttlet de Chopf: Oh nei, e schwäärs. Ich ha mänge gholfe taufe, hanim is Hoochsed glüüt, und zletscht au no möse s Grab schuufle. Maaned er, da sei schöö? Bi där Arbet wüürt ann glyner aalt weder bim Staabräche. Aber si hand doch iri Rue und iren Fride do obe. Jo, wänn si emol underem Bode sind scho, aber di Läbige? Dei under sälbem Holderpusch äne liged zwee — sind dä Früeling gstorbe, beed i der glyche Wuche —, die händ enand äner Läbtig we Todfind ghasset und verfolgt. Wäge waa denn au? Wäge nüüt und abernüüt, ome chlei Stückli Bode, kuum Handbraati, par lumpigi Schue. Die sind mänchmol mit den Äxte vorenand gstande und händ ufzoge. Jetz liged si doo, näbedenand, und händ äni par Schue. Und maaned dänn amed glych no, si chömid in Himmel, i däa Himmel ue! Lueged en doch emol aa. Für däa sind doch miir Mäntsche vil z'gring. Oder dänn isch es e großi Gnaad wämen ys drinieloot.

Us: Der grüne Heinrich.

„Der kleine Gottesacker, welcher sich rings an die trotz ihres Alters immer weiß geputzte Kirche legt und niemals erweitert worden ist, besteht in seiner Erde buchstäblich aus den aufgelösten Gebeinen der vorübergegangenen Geschlechter; es ist unmöglich, daß bis zur Tiefe von zehn Fuß ein Körnlein sei, welches nicht seine Wanderung durch den menschlichen Organismus gemacht und einst die übrige Erde mit umgraben geholfen hat. Doch ich übertreibe und vergesse die vier Tannenbretter, welche jedesmal mit in die Erde kommen und den ebenso alten Riesengeschlechtern auf den grünen Bergen rings entstammen; ich vergesse ferner die derbe, ehrliche Leinwand der Grabhemden, welche auf diesen Fluren wuchs, gesponnen und gebleicht wurde, und also so gut zur Familie gehört, wie jene Tannenbretter, und nicht hindert, daß die Erde unseres Kirchhofes so schön kühl und schwarz sei, als irgend eine. Es wächst auch das grünste Gras darauf, und die Rosen nebst dem Jasmin wuchern in göttlicher Unordnung und Ueberfülle, so daß nicht einzelne Stäudlein auf ein frisches Grab gesetzt, sondern das Grab muß in den Blumenwald hineingehauen werden, und nur der Totengräber kennt genau die Grenze in diesem Wirrsal, wo das frisch umzgrabene Gebiet anfängt.“

Bücherstübli.

Josef Reinhard. Dr Grüenfink und sy Götti. E Gschicht ab em Land. Verlag von Friedrich Reinhardt AG. in Basel. Leinenband Fr. 2.50.

Scho lang het me das urchigen und doch fyne Büechli, wo voll Ärnst aber au voll Spaß isch, nümme chönne chaufe! litze isch es wider neu usecho. Drum gryfet zue und freuet Euch am Götti und sym Grüenfink. G. S.